Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 5

Artikel: Anmerkungen zu Rilke [Fortsetzung]
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758258

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anmerkungen zu Rilke

Von Max Rychner

II

Rilke hat gleichsam zum erstenmal die Welt betreten; er hat keine übernommenen, ihm nicht im Innersten gemäßen Haltungen in ihr und ihr gegenüber versucht. Er hat sich nicht den Zwang auferlegt, sein Ich mit bestehenden Anschauungen, Empfindungen, Erkenntnissen in Übereinstimmung zu bringen, selbst nicht mit großen und ewigen, sondern einzig, sich selber zu erfüllen, *sein* Großes und Ewiges. Alles lässt er an sich herankommen, aber nur Erwähltes in sich dringen. Was er aufnimmt, verwandelt er. Wie er durch die Welt geht, lauscht er auf sie; das Stumme spricht zu ihm, Kleines wird groß, Lautes verstummt, Unsichtbares erhält Farbe, bisher unverrückbar Bestehendes wird ausgelöscht und mit Nichtsein begabt. Seine Gabe ist es, an peripheren Punkten der Welt zu verweilen und ihnen für Augenblicke die Rolle und Bedeutung von Mittelpunkten zuzuweisen; er schwebt über den Erscheinungen, innerhalb der Erscheinungen; die ihn in urtümlichem Sinn «ansprechen», bringen ihn an sich zu voller Entfaltung: er gibt sich an sie, und aus der mystischen Vereinigung erblüht das Sprachwunder des Gedichts. Eine Rose, eine Schlosstreppe, ein Ball, ein Panther werden in die dichterische Welt einbezogen, doch an ihnen vollziehen sich Metamorphosen: in geheimnisvoller Umschaltung wird ein Ding zu einem inneren Zustand; es ist nicht mehr Gegenstand, auch nicht Symbol für ein Inneres im Dichter; es ist mit einer augenblickshaften Konstellation der Seelenteile identisch geworden.

Sieh das Abendgrün des Rasengrunds;
ist es nicht, als hätten wir es lange
angesammelt und erspart in uns,

um es jetzt aus Fühlen und Erinnern,
neuer Hoffnung, halbvergessnem Freun,
noch vermischt mit Dunkel aus dem Innern,
in Gedanken vor uns hinzustreun...

Das Abendgrün des Parkrasens ist ein Seelenzustand, den der Dichter, von Überraschung betroffen, *wiedererkennt*. Er hat die Unterscheidung von innen und außen aufgehoben. Die Außenwelt ist zugleich Innenwelt. Das formbegabte Stoffliche ist nicht *corpo morto*, es führt eine

geistig-seelische Existenz, die selber wieder einen Bestandteil unserer Existenz bildet.

Durch alle Wesen reicht der eine Raum:
Weltinnenraum.

So wie ein menschengeschaffenes Ding – ein Gerät, ein Kunstwerk – aus inneren Bereichen ins Sichtbare und Körperhafte umgesetzt wird, wo es von seiner Herkunft durch magische Ausstrahlung auf die Menschen kündet, ebenso kann sich der Prozess umgekehrt vollziehen, können Dinge ihr gewichtigstes Sein ins Menscheninnere verlegen. Bei Rilke erscheint dieser Vollzug offenbar. Er ist offenbar in dem Gedicht, wo eine Laute von der Sängerin sagt: « und endlich war mein Inneres in ihr ». Dass Rilke sich an Dinge dermaßen hinschenkt, will nicht bloß heißen, er errate Identitäten zwischen sich und ihnen: er empfindet zuweilen die Rollen vertauscht, denn er spürt, wie sie als Lebewesen auf ihn einwirken, ihn behandeln, formen; sie sind die Handelnden, Treibenden, er der Getriebene. In dem Gedicht auf den Apolltorso steht:

... denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern.

Und in dem Buch über Rodin heißt es von diesem: « Wieder waren es die Dinge, die sich seiner annahmen, wie schon oft... »

Nicht nur, dass Rilke die Dingwelt auf sich bezieht, dass er in ihr Lebensmächte zu Form geronnen erahnt, die sein waren; die Dinge sind ihm zugleich Individualitäten, deren Eigenwesen er nachfühlt. Sie haben nicht allein Sinn in bezug auf den Menschen, sie haben einen Sinn, der sich selbst genügt und dessen unmittelbare Offenbarung dem Dichter zuteil wird. Da sie Sinnträger sind, ist in ihnen auch vom höchsten für Menschen fassbaren Sinn miteinbeschlossen; sie enthalten gleichsam die Welt, wie diese sie enthält. Von einem Strauß Rosen sagt er:

Und sind nicht alle so, nur sich enthaltend,
wenn Sich-enthalten heißt: die Welt da draußen
und Wind und Regen und Geduld des Frühlings
und Schuld und Unruh und vermummtes Schicksal
und Dunkelheit der abendlichen Erde
bis auf der Wolken Wandel, Flucht und Anflug,
bis auf den vagen Einfluss ferner Sterne
in eine Handvoll Innres zu verwandeln?
Nun liegt es sorglos offen in den Rosen.

Solche Vertrautheit mit der sogenannten toten Welt ist einzigartig. Rilke erklärt sich einmal « von Dingen befeuert », und er konnte der Klage Laut geben: « ihr bringt mir alle die Dinge um ». Nicht nur der Mensch ist ihm mit Seele begabt; alles Wahrnehmbare ist mit seelischen

Inhalten erfüllt, und die Form ist ihr Individuationsprinzip. Ihr Wesen offenbart sich durch die Form, die sie vom unendlichen Raum abgrenzt und sie mit dem Attribut der Dauer beschenkt. Dieses ihr Vermögen, die Dauer, verehrt der menschliche Künstler, der um seine Vergänglichkeit weiß; ihre Form ist dem Künstlermenschen ein preisenswertes Wunder, da sie ihm vom Geheimnis kündet, das sie umspannt. In seinem *Rodin* hat Rilke darüber selbst das Gültige ausgesagt.

Rilke hat Mensch und Ding in ein neues Verhältnis zueinander gesetzt. Der Körperwelt, nach platonischer Stufenfolge auf dem niedrigsten Rang der Wirklichkeiten, hat er eine neue Bedeutung, eine neue Würde des Seins zugeteilt. Indem er sie als beseeltes Wesen empfand, hat er sie in die menschlichen Bereiche miteinbezogen; dadurch wurde sie Menschlichem artverwandt und vergleichbar. Endlose Möglichkeiten des Vergleichs, der Vertauschung, der Unterstellung von Menschlichem und Dinghaftem ergeben sich. « Die Einsamkeit ist wie ein Regen.»

Der blinde Mann, der auf der Brücke steht,
grau wie ein Markstein namenloser Reiche,
er ist vielleicht das Ding, das immer gleiche,...
Er ist...
der dunkle Eingang in die Unterwelt...

Und wieder rauscht mein tiefes Leben lauter,
Als ob es jetzt in breitern Ufern ginge...
und in den abgebrochnen Tag der Teiche
sinkt, wie auf Fischen stehend, mein Gefühl.

Das Eigentliche wird uneigentlich; es wird in der Maske eines anderen erschaut und erfühlt. Die Fähigkeit, Empfundenes als Geschautes, Geschautes als Gedachtes in neuartigen Metamorphosen der Sprache einzugeben, ist bei Rilke in überhohem Maß entwickelt. Am fassbarsten zeigt sie sich wohl in dem Gedicht « Fragmente aus verlorenen Tagen », wo die ersten beiden Seiten ausschließlich Vergleichungen sind, die scheinbar das Unvereinbarste zusammenspannen. « Wie Vögel, welche sich gewöhnt ans Gehn... wie Gewächse... wie irre Kinder... wie ein Angesicht in einem Sarg... wie frohe Hände... wie Hilferufe... wie Zimmerblumen... wie Gassen, die verrufen sind... wie Locken... wie Morgen im April... wie lange Nächte... wie nackte Mädchen... wie Worte, welche nichts Bestimmtes meinen... wie Greise...» usw. – das alles ist einem einzigen Satz eingebettet; jedes Vergleichsglied wird selbständig und grenzt sich gegen den Sinn des voraufgehenden ab, und erst die wenigen Schlusszeilen enthalten das Verglichene, in

welchem die seelische Substanz der Einzelteile zusammenströmen soll. Das gesamte ist bezogen und hingearbeitet auf die Aussage:

Und mancher Tage Stunden waren so.

Zwanzig geschaute Bilder werden dem Inhalt gelebter Stunden gleichgesetzt, an seine Stelle gesetzt, als mit ihm identisch und als er selber ausgegeben; aber die Seele jener Stunden ist nicht in ihre künstlichen Abbilder eingegangen. Das vergleichende Bild, die Gebärde, das Außen hat in diesem Fall das Menschliche, auf das es bezogen gedacht war, mit seinem Eigengewicht erdrückt; es ist so selbständig und sich selber genügend, dass wir seine von keiner innengesetzlichen Notwendigkeit geforderte zwanzigfache Häufung so hinnehmen wie allenfalls auch eine dreißigfache, – gesuchte Einzelzüge vertreten unvollkommen einen fehlenden starken Grundzug. Das Gedicht hat nicht *einen* Schwerpunkt, um den sich alles ordnet; es hat deren eine ganze Reihe.

Es ergeben sich Parallelen zwischen Rilkes Sondereinstellungen zur Dingwelt und zu vergleichenden Bildbestandteilen seiner Gedichte. Beide sind von derselben seelischen Haltung des Dichters bedingt, beide scheinen sich jedoch bisweilen ihrer gebundenen Wesenszugehörigkeit zu entwinden und eigenen Funktionen nachzuhangen, die mit denen des Sprachleibs, dessen Glieder sie sind, nicht mehr im Übereinklang bleiben. Das ist ein Eindruck. Die Bezüge in Rilkes innerer Welt sind nach neuartig-magischen Gesetzen vertauscht, umgeschaltet, vermengt. So wie sich darin die Dinge nicht mehr auf den Menschen beziehen, wie sich ein Wesen auf sein Gleichnis oder seinen Vergleich bezieht, oder umgekehrt, so sind scheinbar autonome Teile eines Gedichts nach Bezügen einander zugeordnet, die sie uns unverbunden erscheinen lassen mögen. Das subjektive Gefühl der Notwendigkeit hat die überzeugende Gewalt nicht erreicht. Das hat nichts zu tun mit logischer Verknüpfung; es soll nicht etwa versucht werden, ein Gedicht nachzurechnen. Aber es hat etwas zu tun mit der Frage, inwieweit das Persönliche eines Dichters überpersönliche Verpflichtung gewinnt, wie sich seine subjektive Welt auf eine andere, auch bestehende, bezieht und um welche feste Achse sie schwingt.

(Wird fortgesetzt.)